

Nr. 259. Bromberg, den 16. November 1929.

Der Buchstabe „E“

Kriminalroman von William Le Queux.

Ins Deutsche übertragen von Dr. Otto Borschke.

Copyright (Urheberschutz) für Grete von Urbanitzky-Wien.

(6. Fortsetzung. ——— (Nachdruck verboten.

„Ich soll dir wohl helfen, den Fall aufzuklären?“ erklärte er nachdenklich. „Ich glaube zwar, wir werden große Schwierigkeiten haben, aber ich will dir auf jede mögliche Art behilflich sein. Denken wir einmal über den Fall nach“, fuhr er fort. „Die Punkte, die wir noch festzustellen haben, sind gar mannigfache und verwickelte. Wir müssen folgendes feststellen: was ereignete sich in Thames Ditton und was in Soho? Weshalb beschimpfte und beschuldigte sie dich so? Auf welche Art kam sie in Besitz deiner Onyxkette? Was geschah in Mailand? Wieso identifizierte dich Campari und wollte dich verhaften lassen? Weshalb gab der Italiener den Namen und Stand des Mädchens preis, den sie sorgsam verschwieg? Wieso wurde das gleiche Mal auf den Schultern von beiden eingeritzt, obwohl sie doch neunhundert Meilen von einander entfernt waren? Auf welche Weise und von wem wurden die Zeichen zugefügt? Weshalb lebt das Mädchen, das angeblich gemeinsam mit ihremf Verlobten und einem Bergführer ums Leben kam, im Verborgenen in einem verschlossenen Hause in Hammersmith, zusammen mit Leuten, die nur zur Nachtzeit ausgehen? Wer sind die beiden anscheinend Fremden? Warum machte der Graf alle Anstrengungen, das Verschwinden seiner Tochter zu vertuschen und ist es möglich, daß er die Wahrheit kennt und sie aus irgendeinem Grunde nicht heimzubringen wagt, ferner — —“

Ich unterbrach ihn:

„Wenn Lady Erika noch am Leben ist, wie es den Anschein hat, dann wurde der Unfall in den Alpen nur vorgetäuscht, aus irgendeinem wichtigen Grunde. In diesem Falle wurde der überlebende Führer dafür bezahlt, daß er seinen Mund hält.“

„Dies ist auch meine Ansicht, mein lieber Ralph. Die Sache wird immer verdächtiger und unerklärlicher. Man sollte den Führer aufsuchen und ihn fragen.“

„Das will ich auch tun“, gab ich zur Antwort. „Mit deiner Hilfe will ich nichts unversucht lassen, um das Geheimnis zu entschleiern.“

„Ich will dir helfen, soweit ich kann. Vielleicht wird auch Elsie von Nutzen sein, eine Frau ist immer viel schlauer als ein Mann.“

„Ich würde mich freuen, wenn sie uns helfen wollte.“

„Sie kommt Ende der Woche nach London zurück und ich will sie dann fragen. Mittlerweile müssen wir aber sehr vorsichtig sein, daß du von Erika nicht gesehen wirst.“

Am selben Abend gegen sieben Uhr — ich war schon seit zwei Stunden in meiner neuen Wohnung — teilte mir Frau Payne, meine Hauswirtin, mit, daß mich ein Herr zu sprechen wünsche. Ich hatte ihn erwartet, es war Curtis. Auch er war schäbig gekleidet und wollte mir bei der Beobachtung des gegenüberliegenden Hauses behilflich sein.

Wir rauchten Zigaretten und sprachen allerlei, für den Fall, daß die Hauswirtin neugierig sein sollte, und gaben gegen neun Uhr vor, eine Partie Karten spielen zu wollen. Ich ging in die Küche, um eine Flasche Bier zu holen und teilte Frau Payne mit, daß mein Freund spät fortgehen und ich das Haustor schon zusperren werde.

„Gut“, sagte sie, „dann gehe ich schlafen. Ich habe heute gewaschen und bin ein wenig müde.“

Wir hörten sie dann hinaufgehen und löschten hierauf das Gas aus, damit wir das Haus besser überwachen könnten. Knapp vor elf Uhr sahen wir eine nett gekleidete weibliche Gestalt in einem braunen, pelzbesetzten Mantel und rotem Hute eilig die Straße heraufkommen, und als sie bei der Straßenlaterne vorbeikam, rief Curtis erregt aus:

„Das ist sie! Das ist Erika! Sie hat sich nicht viel verändert und ist immer noch so hübsch.“

Vorsichtig blickte sie umher, wie um sich zu überzeugen, daß man ihr nicht folgte, dann stieg sie die Stufen zum Haustor hinauf und sperrte dieses auf. Dann verschwand sie. Doch kein Licht erschien in einem der Fenster — das Haus sah verlassen aus, wie immer.

Einige Minuten später kam ein schlanker, ärmlich gekleideter Mann aus derselben Richtung die Straße herauf und ging an dem Haus vorbei. Plötzlich drehte er sich scharf um und verschwand rasch in das Haus hinein. Jedenfalls war er hier kein Fremder.

Wir dachten beide darüber nach, ob der Mann wohl einer von den beiden Männern sei, die dort lebten, oder ein Fremder. Da sein Äußeres nicht mit der Beschreibung übereinstimmte, die mir die Frau von dem Kaufladen gegeben hatte, war ich der Überzeugung, daß es ein Fremder sein müsse.

Wir saßen im Finstern weiter auf der Wache und waren sorgsam darauf bedacht, unsere brennenden Zigaretten zu verstecken, damit man uns nicht sähe. Gegen ein Uhr ging der Schlanke wieder weg, begleitet von einem zweiten, der kleiner und viel jünger war.

„Sollen wir ihnen folgen?“ schlug Curtis vor, doch ich war dagegen.

„Es ist schwer, sie jetzt in der Nacht, wo alle Straßen leer sind, zu beobachten“, sagte ich.

„Für dich schon, denn dich könnten sie erkennen. Bei mir aber ist es etwas anderes — ich will sie beobachten. Sperre das Tor hinter mir nicht zu, ich komme so bald wie möglich zurück.“ Er schlüpfte in seinen Mantel, setzte seinen Hut auf und eilte hinaus.

Ich sah, wie er dem Paar folgte, doch bald entschwand er meinem Blicke.

Durch fast zwei Stunden saß ich allein auf meinem Beobachtungsposten, da hörte ich leise Schritte draußen, und Curtis trat wieder ins Zimmer. Er sah müde aus und war durchnäßt, denn es regnete jetzt.

„Sie führten mich einen weiten Weg,“ sagte er, indem er Rock und Hut ablegte und sich die Hände rieb. „Überhaupt verstehe ich das Ganze nicht. Zuerst gingen sie zur Station Hammersmith Broadway, wo sich eine kleine, untersetzte Frau von fremdländischem Aussehen ihnen anschloß

— ich tat einstweilen, als wartete ich auf jemanden. Dann machten sich alle drei auf den Weg gegen Kensington. In der High Street blieben sie stehen und sprachen lange miteinander in einer Sprache, die mir wie Deutsch vorkam, aber doch nicht war. Endlich schienen sie übereingekommen zu sein und setzten ihren Weg fort beim Park vorbei, durch Knightsbridge und Piccadilly, bis sie nach Charing Croß Road kamen, wo sie alle drei in einem Häuserblock, nicht weit vom Hippodrom, verschwanden."

„Du bist ihnen also bis zu ihrem Versteck gefolgt?"

„Ja, aber das Merkwürdige an der Sache ist, daß sie außer mir noch ein anderer Mann verfolgte. Es war ein junger, glattrasierter Mensch mit blassem Gesicht, ein typischer Franzose. Möglicherweise verstand er, was sie miteinander sprachen. Jedenfalls aber sahen alle drei danach aus, als ob sie zu jedem Verbrechen fähig wären."

„„Glaubst du, daß sie dich gesehen haben?"

„Nein, aber der zweite Verfolger bemerkte mich und das schien ihn zu verwirren. Ich sah ihn zuerst bei der Station Hammesmith Broadway, wo er offenkundig die Frauensperson beobachtete. Falls er ein Detektiv war, so war er jedenfalls ein Agent der französischen oder belgischen Polizei, keinesfalls aber war er von Scotland Yard."

„Wer er wohl sein mag?" bemerkte ich.

„Das müssen wir herausfinden. Vielleicht stellt er dieselben Nachforschungen an, wie wir, und weiß alles über das Haus drüben und seine geheimnisvollen Bewohner."

„Was geschah, als du dich in Charing Croß Road von den anderen trenntest?" fragte ich.

„Ich ging bis Leicester Square, wo ich gleich darauf ein Autotaxi fand. Ich erinnere mich jetzt, daß auch er in meiner Richtung ging und zu hören trachtete, welchen Auftrag ich dem Chauffeur gab. Ja, Ralph, du hast recht, wir müssen ein wachsames Auge auf den jungen Mann haben, ebenso wie auf die rätselhaften Besucher des verschlossenen Hauses. Wenn wir achtgeben und Geduld haben, werden wir sicher etwas Interessantes herausfinden."

„Wir müssen sehr vorsichtig sein, denn ganz leicht kann auch ein Komplott gegen uns vorliegen", vermutete ich.

„Schon möglich. Sicher liegt ein Geheimnis vor, das die Beteiligten unter allen Umständen zu bewahren trachten. Daß Lady Erika, die von aller Welt für tot gehalten wird, in einem entlegenen Hause leben sollte, erscheint fast unglaublich. Wir wollen alle unsere Kraft und Energie daransetzen, diesen komplizierten Fall zu lösen."

Ich stimmte ihm zu und ahnte nicht, was sich in der nächsten Zukunft ereignen sollte. Hätte ich es gewußt, so hätte ich meinen Kopf nicht in die Schlinge gelegt, die man mir auf so schlaue Weise vorbereitet hatte und wäre nicht ein Opfer meiner Verblendung geworden, durch die man meinen Tod plante.

Zum Glück wissen wir ja nie, was uns die Zukunft bringt, sonst wäre es auf Erden traurig um uns bestellt.

Ich ahnte nicht, welches Unheil seine dunklen Schatten auf mich geworfen hatte.

7. Kapitel.

Das Geheimnis des verschlossenen Hauses.

Über einen Punkt waren wir beide erstaunt, nämlich aus welchem Grunde Campari die Wahrheit über die Person der Lady Erika enthüllt hatte? Hatten sie einen Streit gehabt? Wer waren ferner diese Ausländer, mit denen sie in Verbindung stand?

Frau Payne gegenüber schützte ich vor, ich hätte von der Fabrik einen Krankenurlaub von einer Woche bekommen. Deshalb blieb ich den ganzen Tag über in meinem Zimmer, um das geheimnisvolle Haus zu beobachten.

Stunde um Stunde saß ich mit einem Buche in der Hand hinter dem Vorhang, als ob ich lesen würde, ließ aber meinen Blick nicht von dem Haustor gegenüber.

Die Überwachung war langweilig und ermüdend. Auch während meiner Mahlzeiten ließ ich das Haus nicht aus dem Auge, denn es sollte mir nicht entgehen, wenn das Mädchen das Haus verließ.

Am dritten Tage, knapp nach elf Uhr vormittags, erschien sie endlich, war aber so elegant gekleidet, daß ich sie beinahe nicht wiedererkannt hätte. Sie trug ein grünes gestricktes Kleid mit einem Samthut in derselben Farbe und in der Hand eine kostbare Tasche aus Krokodilleder.

Sie ging über King Street nach Hammersmith Broadway, wo sie eine Fahrkarte nach Piccadilly Zirkus löste. Ohne daß sie es wußte, fuhr ich mit dem gleichen Zuge. An ihrem Bestimmungsorte wurde sie von dem großen Fremden erwartet, den wir aus dem Hause kommen gesehen hatten und der scheinbar in der Charing Croß Road wohnte. Sie blieben einige Augenblicke lang beisammen stehen und schienen über etwas Ernstes zu sprechen. Der Mann war jetzt neu gekleidet und machte einen ganz guten Eindruck, nur seine dunklen, zusammengewachsenen Augenbrauen gaben ihm den Ausdruck eines Verbrechers. Er schien ihr etwas zu erklären und sie hörte aufmerksam zu, ohne zu ahnen, daß ich nur wenige Schritte von ihr entfernt war.

Dann trennte sie sich von ihm, wandte sich nach Haymarket, stieg in ein Taxi und fuhr mit diesem weg. Rasch folgte ich ihr mit einem zweiten Taxi, dessen Lenker ich in raschen Worten informiert hatte.

Ihr Ziel war ein großes, freistehendes Haus in der Fitzjohns Avenue in Hamrstead, wo sie den Chauffeur auszahlte, am Tore läutete und von einem Diener eingelassen wurde. Nachdem ich mir die Hausnummer notiert hatte, stieg ich weiter den Hügel hinan, bis ich zu einem großen Gasthaus kam, wo ich den Wohnungsanzeiger verlangte.

In der Gaststube schlug ich in dem roten, großen Bande nach und fand, daß das Haus, in das Lady Erika eingetreten war, von einem gewissen Max Faßbind bewohnt wurde.

Wer mochte das wohl sein?

Ich kehrte dann zu dem fraglichen Hause zurück und wartete geduldig fast eine Stunde. Dann kam sie heraus und wandte sich unerwartet nach meiner Richtung, so daß ich nur mit knapper Mühe einem Zusammentreffen entgehen konnte. Ich wartete, bis sie meinen Blicken entschwand, dann läutete ich keck an der Hausglocke.

Derselbe Bediente erschien und blickte mich fragend an.

„Entschuldigen Sie", sagte ich, „aber war nicht meine Freundin, Fräulein Challoner, vor einer kurzen Weile hier?"

„Nein," erwiderte der Mann und sah mich von oben nach unten an, da ich doch wie ein Mechaniker aussah.

„Ging sie nicht erst vor einem Augenblick weg? Ich glaubte, sie gesehen zu haben."

„Der Name ist mir fremd", erklärte der Bediente. „Die Dame, die eben wegging, war eine Bekannte von Herrn Faßbind, ein gewisses Fräulein Ena Courtland. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen, aber das dürfte Ihnen genügen", setzte er grinsend hinzu.

Der Mann hatte mir alles gesagt, was ich wissen wollte — ich kannte nun den Namen, unter welchem Lady Erika bei ihren Bekannten auftrat. Sie war wirklich auffallend hübsch und elegant, und ich muß zugeben, daß ich sie bewundert hatte, als ich ihr in der Fitzjohns Avenue gefolgt war: sie hatte einen leichtbeschwingten Gang, trug den Kopf hoch, und hatte elegante Schuhe und teure Seidenstrümpfe in der letzten Modefarbe an.

Obwohl mich mein Freund Curtis einen Weiberhelden nannte, war ich dies in keiner Beziehung. Allerdings war ich höflich und konnte ganz gut tanzen, doch die Frauen hatten mich nie besonders angezogen. In meiner Knabenzeit hatte ich eine Jugendliebe gehabt, die Tochter des Oberlehrers im Orte, die später einen Gutsbesitzer in Derbyshire geheiratet hatte. Sie war meine erste und einzige Liebe gewesen. Ich bewunderte wohl die Frauen wegen ihrer Schönheit und Eleganz, doch alle, die ich noch getroffen hatte, hatten mich kalt gelassen.

Doch wenn ich mir's recht überlegte, so waren meine Gedanken stets öfters mit der Schönheit des rätselhaften Mädchens beschäftigt, wenn sie auch diese unerklärlichen, lügenhaften Anschuldigungen gegen mich vorgebracht hatte.

Sie lebte also unter dem Namen Ena Courtland — das wenigstens hatte ich herausgefunden.

Ich kehrte wieder nach Hammersmith zurück und ging am Abend in den kleinen Kaufladen hinüber, um angeblich Zigaretten zu kaufen. Die Frau erkannte mich sofort wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Landser und Muschkoten.

Kaczmarek IV.

Von Peter Purzelbaum.

Ein neuer Kaczmarek, eine neue Quelle der Erheiterung für alle Freunde des Humors! Von Freud' und Leid des Soldatenstandes, von Kaserne, Exerzierplatz, Manövergelände und Feldzug wird so derb-frisch, so überzeugend wahr erzählt, daß man aus dem Lachen nicht herauskommt. Mit einem Wort: Dieser „Purzelbaum" ist zum Radschlagen. Das Buch ist wieder im Brunnen-Verlag (Karl Winckler), Berlin SW erschienen und kostet kart. 2,80 Rmk., in Leinen 4,— Rmk. Mit Genehmigung des Verlages veröffentlichen wir die folgenden Leseproben:

Das Monokel.

Der Graf war nicht nur einer der besten und tüchtigsten Kavalleristen der sächsischen Friedens-Armee, auch im Felde zeichnete er sich als Führer eines Reserve-Infanterie-Regiments besonders aus.

Seine Leute vergötterten ihn.

Wie so oft durchschritt der Graf den vordersten Graben. Stahlhelm, Mannschaftsmantel, Koppel mit Seitengewehr, Gasmaske vor dem Leibe, über und über verdreckte Stiefel — und im Auge das Monokel, mit dem er zur Welt gekommen.

Der Mann auf der Postenbank drehte sich um und sah einen ihm unbekannten Soldaten auf sich zukommen.

„Du," fragte er, „was for e Landser bist de denn eejentlich?"

Darauf der verwunderte Graf:

„Sagen Sie mal, haben Sie schon mal einen Landser mit Monokel gesehn?"

„Nee — deshalb frag' ich dich grade, du dummes Luder!"

Nunne.

Leutnants — ganz jung verheiratet — gaben ihre erste Gesellschaft.

Große Besorgnis bei dem Ehepaar, wie sich Nunne — der Bursche — beim Servieren anstellen möchte. Nachdem er aber einige Tage im Offizierskasino angelernt und mit einer neuen Litewka von Kammer ausgestattet war, da ging's wider Erwarten tadellos.

Nunne reichte die Speisen herum, Nunne goß den Wein ein, Nunne servierte Kaffee und Liköre — kurz Nunne schmiß die Kiste wie ein gelernter Silberdiener.

Mit einer Petroleumlampe bewaffnet, begleitete er die Gäste zum Schluß an die Haustür.

Nun kam für ihn eine Überraschung: plötzlich fühlte er ein Geldstück in seiner Hand, dann wieder eins, noch eins . . .

Nunne stutzte, allmählich ging aber ein Seifensieder auf — und als der letzte Gast die Tür passiert, eilte er spornstreichs zu seinem Leutnant herauf und meldete, indem er in der warmen Pfote drei Mark fünfzig vorzeigte:

„Die kleene Dicke hat nich bezahlt!"

Der Borstige.

Der „borstige" Gudovius, Geheimrat und hohes Tier in einem preußischen Ministerium, war eines jener Originale, die man trotz aller Schnurrigkeit lieb haben mußte, und die in unserer nüchternen, humorlosen Zeit leider gänzlich ausgestorben sind. Aus lauter kleinen Schrullchen, Eitelkeitchen, Widersprüchen und Eigensinnchen war des „borstigen" Geheimrats Seele zusammengesetzt, so daß sie etwas Stachelschweinhaftes an sich hatte. Nach außen hin drückte sich diese Eigenart dadurch aus, daß der „Borstige" in Permanenz pikiert war. Das Nette an ihm war nun die Art und Weise, wie er sich gegen solche — vermeintlichen — Zurücksetzungen seiner Person, auf die es die anderen Leute nach seiner Ansicht stets abgesehen hatten, wehrte.

Eines schönen Tages traf er mit einem guten Bekannten — Rittmeister bei den Husaren — auf der Straße zusammen. Dieser, in dem Bestreben, den „Borstigen" um Gotteswillen nicht zu kränken, reißt sich fast Arm und Bein aus, indem er grüßt:

„Ergebenster Diener, Herr Rat! Wünsche guten Morgen, Herr Rat!"

„Morjen Meester!" knallt ihm die Gudoviussche Antwort entgegen.

Der Rittmeister war nun nicht auf den Mund gefallen, er änderte den Ton und krähte zurück:

„Wie wollen Sie das verstanden wissen, Herr Rat?"

Darauf der „Borstige" — knurrend wie ein Köter, dem jemand den Knochen entreißen will:

„Jedem det Seinichte, Meester — jeben Se mir meinen Jeheimen, jeb ick Jhnen Jhren Ritt."

Die kleine freche Rübe.

Geographiestunde im Kösliner Kadettenhaus.

Der Professor erklärte die Bewegungen der Planeten um die Sonne und da die Anstalt ein Planetarium — oder wie das Dingrichs sonst heißt — nicht besaß, so behalf sich der Lehrer mit anderen Gegenständen.

Die von der Decke herabhängende Petroleumlampe stellte die Sonne dar, um die nun folgende Planeten herumturnten: ein Tafelschwamm als Merkur, der Spucknapf als Frau Venus, der vorhandene wirkliche Globus als unsere Erde — und nun war der Mars an der Reihe.

Der Professor ergriff seinen Hut und schwenkte ihn mit anderen Planeten um die Sonne.

Die kleine freche Rübe meldete sich.

„Was haben Sie schon wieder?"

„Gestatten Herr Professor eine Frage", sagte die kleine freche Rübe und zeigte auf den professorlichen Bibi:

„Ist der Mars bewohnt?"

Pod.

Wenn jemand schon dick war, sah er in roter Husaren-Attila nochmal so dick aus. So ist es denn auch gar nicht verwunderlich, daß einst die Leute auf der Straße stehenblieben, sobald der „Pod" — weiland Kommandeur der Zieten-Husaren und nachmals Reichspostminister — zivilter Podbielski genannt — über die Straße ging.

„Pod" promenierte eines Tages in Berlin Unter den Linden. Einige Backfische blieben stehen, stießen sich mit den Ellbogen an und kicherten.

„Pod" strich seinen langen Schnurrbart.

„Meine Damen", sagte er dann mit der ihm eigenen Herzlichkeit, „meine sehr verehrten Damen, ich bin in Ehren dick geworden und wünsche Jhnen das gleiche!"

Sonntagmorgen.

„Ersatzreservist Kuschke bittet um Befreiung vom Kirchgang."

„Nanu! Sind Sie krank?"

„Nein, Herr Feldwebel, ich bin aus der Landeskirche ausgetreten."

„Dann glauben Sie wohl auch nicht an den lieben Gott?"

„Nein, Herr Feldwebel."

„Auch nicht an das dritte Gebot?"

„Nein, Herr Feldwebel."

„Kuschke, Sie schickt mir der Himmel — melden Sie sich sofort beim Unteroffizier vom Dienst, der Abort ist verstopft."

Schipp schipp hurra!

In der Stellung wird gearbeitet. In einer Sappe buddeln „Balina" und „Köllsche Jongs" zusammen.

Da bekommt ein Kölner eine Ladung Sand ins Gesicht.

„Gott verdimm mich!" schreit er und fährt auf den Berliner los.

„Entschuldje man", sagt der, „ick hab' doch keen Visier an meiner Schüppe."

Ich suche meine Braut . . .

Von Max Dreyer.

Das ist ein niederträchtiger Zustand, kann ich Jhnen sagen. Aber lassen Sie mich in Ruhe erzählen.

Einmal habe ich einen Studentenball mitgemacht, es war der unvergeßlichste Tag meines Lebens. Lang ist's her, in den achtziger Jahren war es, da noch andere Landessitten herrschten. Heute wird in studentischen Kreisen so gut wie nichts mehr getrunken — aber damals, na ja!

Und dann in dem lieben alten Rostock, wo niemals Kummer in die Kanne kam.

Oh, und der Studentenball! War er nicht das Höchste, so mindestens das Zweithöchste der Gefühle.

Was da an Liebespfeilen abgeschossen,
Wie viele sich die Nase da begossen,
O Freund, erfrag es nicht!

Ich darf wohl von mir sagen, daß ich hier ebenso sachgemäß wie emsiglich zwischen Amor und Bacchus hin- und hergependelt bin — bis leider zu allerletzt nur das Pendeln übrig blieb. Aber daran war im Wesentlichen mein Freund Alex schuld.

Alex war Ostpreuße, Großgrundbesitzerssohn mit einem Bombenwechsel. Er hatte von der russischen Grenze außer manchem rauhen Brauch auch unerhörte Getränke bei uns importiert. Seine Spezialität war „Tigermilch" — eine Mischung von Portwein und Sekt (Bitte Portwein, nicht Porter).

Es gibt Getränke, die in den Kopf gehen, es gibt Getränke, die in die Beine gehen, es gibt Getränke, die in den Kopf und in die Beine gehen und beides miteinander vertauschen — zu den letzteren gehört die Tigermilch.

Und jetzt kann ich kurz sein. Wir tranken also Tigermilch. Und blieben dabei. So oft wir nach dem Tanzen uns wieder zusammen setzten — Alex säugte mich mit Tigermilch. Ich durfte ihm erzählen, daß ich mich soeben verlobt habe — der Name blieb noch mein holdes Geheimnis — mit Tigermilch wurde es gefeiert.

Und dann — ja dann kam eine Zeit lang gar nichts. Endlich — der Morgen dämmerte schon — fand ich mich in dem großen, jetzt zur Winterszeit trockenen Becken der „Wasserkunst" wieder, die mitten auf dem Marktplatz stand. Wie ein Zirkuspferd lief ich da im Kreise herum — sollte das gesund sein? Meine Gehirnfasern wurden leider auf diese Weise vollends vertüdert.

Bis diesem „circulus vitiosus" der hünenhafte Polizeisergeant Brümmer ein Ende machte, der mich in seine väterlichen Arme nahm und sacht auf der Polizeiwache des Rathauses ablieferte.

Stunden erquickenden Schlafes — nun hatte ich mich wieder. Und auf die Frage: was hast du gestern angestellt, Max? — kam prompt die Antwort: verlobt hast du dich, Dreyer! Du mußt heute deinen Antrag machen.

Aber jetzt — aber jetzt — an der zweiten Frage brach ich hilflos zusammen. Wo und bei wem? Mit wem hast du dich verlobt? Mit welchem der vielen lieben Mägdelein, um die du den Arm geschlungen? Ich wußte es nicht, wußte es nicht, und kein Schimmer wollte mich erlösen.

Wild wälzte ich mich auf meiner Pritsche. Mein Freund Brümmer, gütig wie alle Riesen, trat hinzu: „Was ist denn los mit Ihnen?"

„Ich habe mich verlobt."

„Na, denn gratulier' ich!"

„Aber ich weiß nicht mehr mit wem!"

„Na, denn gratulier' ich erst recht."

Mit Weltanschauungen, auch der souveränsten, konnte ich nichts anfangen. Ich stahl mich heim und zerquälte mein verwüstetes Gehirngehäuse und suchte meine Braut und fand sie nicht.

Eine schlimme Zeit kam für den Jüngsten meines Vaters. Überall, im Wachen auf der Straße und im Traumland, begegnete ich der drohenden Pupille von Vätern, den unheimlich gehobenen Nasenlöchern zürnender Mütter, den klagenden, wütenden, vereisten, höhnenden Augen meiner Betrogenen, den Sühne fordernden Pistolenmündungen beleidigter Brüder. Die ganze Welt bestand nur noch aus Löchern.

Bis sie wieder zuwuchsen, es dauerte seine Zeit. Und meine Gehirnganglien gerieten wohl auch allmählich wieder so einigermaßen in Fasson — wenn nicht ganz, bei einem fahrenden Gesellen kam es nicht so genau drauf an. Aber niemals wollte das Bild meiner Erkorenen sich mir zeigen.

Eine Hoffnung dämmert mir heute. Vielleicht liest sie dieses. Sieht vielleicht heute als Ballgroßmutter ihre Enkelinnen im veredelten Charleston gemäßigte Knieknickungen vollziehen — wir haben damals im Rheinländer oder in einer Polka-Mazurka uns gedreht. Wie schön, wenn sie sich mir zu erkennen gäbe! Das muß ich allerdings gleich bemerken — sollte sie ihrerseits frei über sich verfügen können — die alte Rechnung bei mir einkassieren darf sie nicht, Hoffnung auf mich kann ich ihr nicht machen. Mien Mudding segt, se giwt mi nu nicht mihr her.

 Bunte Chronik 

* **Das glückbringende Glasarmband.** Jeder Hindu weiblichen Geschlechts, ob Kind oder Mädchen, Jungfrau oder verheiratet, muß Glasarmbänder tragen. Ohne Glasarmbänder zu sein, gilt für schimpflich oder als Zeichen der Witwenschaft. Es ist daher beständig eine starke Nachfrage nach den glückbringenden Armbändern aus Glas, vor allem in den südlichen Provinzen Indiens. Auch die Zerbrechlichkeit des Materials steigert die Nachfrage, ganz abgesehen davon, wenn eine Hindufrau nach einem Streite mit ihrem Gatten diese Glasarmspangen demonstrativ zerschlägt, als dramatisches Zeichen dafür, daß sie lieber Witwe sein, als noch weiter mit einem solchen Manne zusammenleben wolle. Angesichts des starken Verbrauches ist es daher nicht verwunderlich, daß der Glasarmbandhändler eine bekannte Persönlichkeit in Süd-Indien ist und trotz des geringen Preises seiner Ware, drei Stück für einen Penny, guten Absatz und ein auskömmliches Dasein findet. Gemächlichen Schrittes geht er durch die Dörfer, sein Warenlager, viele Hunderte von Glasarmspangen an Stöcken aufgezogen, über seiner Schulter und in eine dicke Decke verpackt. Manchmal geht er von Haus zu Haus, um seine Ware anzubieten, wo er aber schon bekannt ist, breitet er seine Decke an einem der Hauptverkehrsplätze, meistens an einem Brunnen aus, legt seine Ware aus und läßt die in allen Farben prunkenden Armbänder in der Sonne schillern. Er bleibt behaglich neben seinem „Laden" sitzen und wartet, bis sich die Frauen versammelt haben, teils um zu kaufen, teils um auch die Erzählungen des Händlers über seine Erlebnisse in fernen Gegenden zu hören. Da der Händler seine Ware meistens selbst in Bombay einkauft, so gilt er als ein weitgereister Mann.

*

* **Der Tonfilm als Gerichtshelfer.** Der sprechende Film hat seinen Siegeszug durch die zivilisierte Welt angetreten, und er, der noch bis vor kurzem eine technische Unmöglichkeit schien, ist sozusagen über Nacht zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Auch in der Wissenschaft beginnt sich schon der Tonfilm einzubürgern. In Amerika hat man neuerdings eine eigenartige Verwendungsmöglichkeit für ihn gefunden, die allerdings, falls sie sich bewährt, von ungeheurer Bedeutung ist: Man hat den Tonfilm als Gerichtshelfer bei Verhören und auch bei Gerichtsverhandlungen verwandt. Daß von Verhafteten photographische Aufnahmen für das sogenannte Verbrecheralbum gemacht werden, um ihr Wiedererkennen und Dingfestmachen im Falle weiterer Straftaten zu erleichtern, ist bekannt. In Amerika nimmt man nun schon seit langem anstatt der bloßen Photographie Filmstreifen von den Verbrechern auf, weil ja die Bewegungen, die Haltung, unbewußte Gewohnheitsgesten beim Essen, Sprechen usw. oft sehr charakteristisch sind und fast niemand diese Eigentümlichkeiten dauernd ablegen kann. Ein weiterer Schritt auf den Wegen dieses Erkennungsdienstes ist die Tonbildaufnahme, die auch die Charakteristika der Stimme, der Sprechweise usw. festhält, wobei dem Laien auch nur ganz selten und nur für kurze Zeit möglich ist, sich zu verstellen. Die größte Bedeutung gewinnt diese neuartige Anwendung des Tonfilmes aber für Untersuchungen und Verhöre. Nicht selten widerrufen z. B. die Angeklagten bei derGerichtsverhandlung ihre in der Untersuchungshaft oder bei sonstigen Verhören gemachten Angaben oder Geständnisse, indem sie behaupten, sie seien dazu gezwungen worden, oder die Fragestellung des Untersuchungsrichters usw. habe sie so verwirrt, daß sie nicht mehr gewußt hätten, was sie sagten. Durch die Tonfilmaufnahme solcher Verhöre ist ohne weiteres festzustellen, was und unter welchen Umständen der Verhörte ausgesagt hat. Daß dadurch die gerichtliche Untersuchung oft entscheidend gefördert wird, liegt auf der Hand.

Verantwortlicher Redakteur: Martan Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.